

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 50

Artikel: Der Dorfbann [Fortsetzung]
Autor: Auer, Grethe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646784>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 50
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
12. Dezember
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Zwei Gedichte von Maria Outli-Rutishauser.

Stilles Glück.

Nun da der Winter allgemach
Ins Land zieht und auf jedes Dach
Sein weiches, weißes Grüßen schickt,
Manch' Auge sorgenvoller blickt.

Denn wo der Armut Sorge weilt,
Um's Haus das Schneegestöber heult,
Da ist der Winter schlimmer Gast —
Und schwer drückt seiner Herrschaft Last.

Und doch — wo ich durch tiefen Schnee
Ein armes, kleines Hüttlein seh'
Und dort ein stilles Stübchen weiß,
Darin mit nimmermüdem Bleib

Die Mutter für ihr Kindlein wacht,
Das selig ihr entgegenlacht:
Dort, mein' ich, wohnt trotz Winterszeit
Die schönste, tiefste Seligkeit.

Mein Heim.

Oft, wenn der Sturm durch öde Fluren zieht,
Ein schwarzes Wolkenmeer am Himmel flieht, —
Wenn Schnee und Eis durch kalte Lüfte jagen
Und ferne Stimmen weh und traurig klagen,
Dann schür' ich heller des Kamines Glut
Und fühl' mich sicher und in guter Hut.

Es sind vier Wände, die mich schützend halten
In starkem Arm! Die mir die dunklen, kalten,
Ungastlich bösen Tage traut verschönen —
Die mich des Windes heulend-wildes Stöhnen
Vergeßen machen und mir immer sagen:
Hier ist dein Hort, hier schweigen alle Klagen!

— Es ist mein Heim — von lieben, guten Händen
Für mich geschaffen, daß Erfüllung fänden
Die Träume all', die einst mein heißes Herz
Von Glück geträumt; Daß Lust und Schmerz
An einem kleinen Ort der Welt verborgen sein —
In meinem eignen, traulich-stillen Heim!

(Aus dem soeben erschienenen Gedichtbände „Durch's heimatliche Land“)

Der Dorfbann.

Erzählung von Grethe Auer.

3

Der Briefwechsel mit der Kreuzwirtin wurde indes eifrig weiter betrieben. Lina empfand es schon als Glück, wenigstens etwas über das Leben und Ergehen ihrer Angehörigen zu vernehmen, und die Wirtin ließ sie in dieser Beziehung wahrlich nicht hungern. In bestimmten Zeiträumen kamen Bilder von der Hutterischen Farm und dem Ehepaare selbst im Kreuz an, jedes Jahr sah ein Kindchen mehr mit drauf, und jedes Jahr sah Lina hübscher und blühender aus. Xaver hatte eine Kamera und photographierte seine Frau bei jeder Arbeit, so daß die Bildchen allein den ganzen Lebenslauf des Paares vergegenwärtigen konnten. Die Kreuzwirtin brachte allerhand Listen in Anschlag, bis es ihr endlich gelang, die alte Segesserin allein anzutreffen und schnell in ihre Stube zu locken; dort hatte sie die Bildchen alle hübsch in einer Reihe aufgestellt. Frau Segesser begann sogleich zu weinen, besah sich aber die

Photographien lange und inbrünstig und küßte die herzigen Köpfe ihrer unbefannten Enkel; doch war sie nicht zu bewegen, der Lina ein paar Worte zu schreiben, so sehr die Kreuzwirtin ihr auch zuredete und obgleich sie ihr fast mit Gewalt die Feder in die Hand drückte; sie hatte doch ihren Eid und Handschlag darauf gegeben, daß sie die Verfemten weder kennen noch nennen wolle. Deshalb tat sie auch keinerlei Fragen und gab keinerlei Botenschaft auf; nur die Kindergeichtlein küßte sie immer wieder stumm und leidvoll. Dies berichtete die Wirtin an Lina, und diese wußte nun, daß ihre Mutter nicht weniger hart gestraft sei als sie selbst; sie fand es dann ratsam, daß die Wirtin solche Versuche in Zukunft unterlasse, da diese die alte Frau nur aufregen und ihr vielleicht unangenehme Redensarten von seiten der Dorfgemeinschaft eintragen konnten. So packte denn die Wirtin sämtliche Bildchen in eine Schublade.

Einige Monate später mußte die Wirtin berichten, daß Xavers Mutter sich in Zahlungsschwierigkeiten befand. Xaver telegraphierte augenblicklich einen ganzen Brief, die Wirtin möge um Gottes willen etwas erfinden, daß seine Mutter das in Chur liegende Geld abhöbe; sie könne es vielleicht so einrichten, daß seine Mutter über den Spender unwissend bliebe. Die Kreuzwirtin schickte sogleich zweihundert Franken — denn mehr betrug die Schuld nicht — an die alte Frau und schrieb dazu: „Ich weiß, es geht Dir ab, und ich hab's übrig, nimm's, Du bist mir so sicher wie eine Bank.“ Sie war so klug gewesen, das Geld von ihrem eigenen zu nehmen und das in Chur lagernde Gütchen nicht anzutasten; damit hoffte sie zu beweisen, daß Xaver mit der Sache durchaus nichts zu tun habe. Leider war auch diese Maßregel umsonst. Schon am anderen Morgen erschien die alte Mutter, sehr erregt, aber offenbar voll festen Entschlusses, und erklärte, sie könne das Geld nur dann nehmen, wenn die Wirtin ihr Ehrenwort gebe, daß Xaver nicht dahinter stehe. „Das hat man Ihnen eingelernt, Frau Hutter“, erwiderte die Wirtin, „aus Ihrem Herzen kommt das nicht. Kommen Sie jetzt einmal hier herein, damit wir weiter reden.“ Sie drängte das Mütterchen in ihre Stube, packte schnell die Bilder aus und redete ihr dabei ins Gewissen, dem un-natürlichen Zustande doch ein Ende zu machen. Selbstverständlich sei das Geld von Xaver, und eine vernünftigerer Lösung der ganzen Angelegenheit könne es gar nicht geben. Sie brauche bloß den Mut zu haben, das Geld anzunehmen, und wenn der Hergiser etwas dawider habe, so könne er ja ihre Schuld bezahlen. Die Alte rief gebrochen: „Das will er ja, das will er! Er hat gesagt, ehe etwas von dem Sündengeld ins Dorf komme, wolle er lieber vorschießen, das heißt, er und die anderen, die genau so denken.“ — „Was heißt das, Sündengeld?“ fuhr die Wirtin auf. „Will er den Xaver jetzt noch zum Betrüger machen?“ — „Er sagt“, schluchzte die gepeinigte Mutter, „wenn einer sein Leben schon mit einer Lumperei anfange, so sei gewiß alles weitere auch Schwindel und Wortbruch gewesen. Auf ehrliche Art bringe man es doch kaum so schnell zu Vermögen.“ Die Kreuzwirtin biß sich auf die Lippen und ging ein paar Minuten lang zornig in der Stube auf und ab. Sie hatte dabei die Genugtuung, daß die alte Frau die Bildchen ihrer Kinder und Enkel, ebenso genau und ebenso zärtlich betrachtete, wie die Segesserin es getan hatte, und unter ebenso tiefen Seufzern. Nachdem die Wirtin sie lange genug aus den Augenwinkeln beobachtet hatte, kehrte sie sich plötzlich um, lachte ein bißchen und sagte: „Frau Hutter, eigentlich haben Sie nun schon gegen den Dorfbann gesündigt und müßten nun zum Hergiser gehen und Buße tun!“ — „Behüte! Behüte!“ rief die Alte, indem sie schnell die Bildchen zur Seite schob, „aber dem Pfarrer will ich es beichten, der ist nicht so wie die anderen, der verzeiht es mir schon.“ Sie ließ sich auf diese tröstliche Aussicht hin dann auch noch bewegen, einige Briefe zu lesen, aber das Geld wollte sie um keinen Preis nehmen, da sich dieses doch nicht verheimlichen lasse.

Die Wirtin dachte nun, der Pfarrer sei der rechte Mann, um dem verrückten Zustande ein Ende zu setzen, und sie suchte ihn deshalb auf. Der Pfarrer fühlte lebhaft mit dem jungen Paare und den betroffenen Familien, bewies der Wirtin aber, daß er kein Recht und keine Mög-

lichkeit habe, sich in Gemeindefachen einzumengen. Er sage natürlich den Leuten immer wieder, Gott wolle, daß man auch des Sünders in Liebe gedente, und er werde auch der alten Hutter sagen, sie habe recht gehabt und als Mutter doppelt recht gehabt, zu verzeihen und ihrer Kinder Briefe zu lesen. Aber Gott und eine Dorfgemeinde seien zwei ganz verschiedene Dinge, die letztere lasse sich nun einmal nicht dreinreden, wie das Gericht sich nicht dreinreden lasse; sei so eine Institution einmal anerkannt, so müsse man sich ihren Anordnungen auch fügen. Er selbst, der Pfarrer, mache gar keine Ausnahme. Es könne ja keiner gestraft werden, der sich mit dem verfeimten Ehepaare abgebe, aber er habe dann einfach die öffentliche Meinung gegen sich, gelte für einen Fremdgefinten, etwa wie ein Jude, und das wäre dann noch schlimmer als manche gerichtliche Strafe. Nein, er könne niemandem mit gutem Gewissen raten, dem Dorfbann zu trogen. Die Verwandten müßten halt sehen, wie sie ihre Pflichten gegen Gott mit den einmal übernommenen Pflichten gegen die Gemeinde in Einklang brächten, und das übrige müsse man der Zeit überlassen. —

Wiederum nach einigen Jahren wurde Linas Vater schwer krank. Da nahm es die Wirtin kurz entschlossen auf sich, ihm eins von Linas Bildern zu bringen, wo sie mit allen vier Kindern zu sehen war, alle in heimischer Bauerntracht und jedes Kind mit einer kleinen Heugabel auf der Schulter. Der Kranke sah das Bild lange glücklich an, sagte aber kein Wort dazu, und bald darauf starb er auch, ohne eine mündliche oder schriftliche Botschaft an seine Tochter. Das brach der guten Wirtin fast das Herz. Sie suchte den alten Landammann Hergiser auf, stellte ihm die Grausamkeit der Verfügung vor und bat ihn mit beweglichen Worten, seinen Einfluß geltend zu machen, daß das Ehepaar Hutter vom Banne befreit werde. Es habe gewiß längst in bitterer Reue gebüßt, was es einst in jugendlichem Leichtsinne verschuldet habe.

Der alte Bauer antwortete: „Kreuzwirtin, es tut mir leid, wenn Sie kein besseres Urteil haben. Xaver und Lina haben nicht leichtsinnig gehandelt, sondern in frechem Eigennuß und grausam; drum müssen wir auch grausam sein. Sedes von ihnen hat ein Wort gebrochen und einen Freund verraten, und ein Gemeinwesen, das solche Dinge duldet, hört auf, ein Gemeinwesen zu sein. Sehen Sie, wir drehen uns um, wenn einer hundert Franken gestohlen und dafür gefessen hat, wir nehmen so einen Menschen nicht an unseren Tisch, auch wenn er die Strafe verbüßt hat. Aber einen, der ein Leben ruiniert hat, ein Vertrauen zertrampelt, der Schimpf und Schande auf ein unschuldiges Mädchen gebracht hat und die Früchte von alledem ganz ungestört genießt, den sollen wir uns ins Haus kommen lassen und vielleicht im Dorf das große Wort führen, weil er ein Amerikaner ist und Geld hat? Wohin käme es denn mit uns, wenn wir uns da nicht wehrten? Es ist mir lieb, wenn Sie sagen, der Xaver und die Lina bereuen ihre Schlechtigkeit, aber das müßten wir erst erleben, und so, daß wir's auch glauben könnten. Die Babette hat keinen Mann mehr bekommen, trotzdem sie ein braves Mädchen ist und etwas Geld hat; so etwas geht einem Frauenzimmer nach, und sie hat nie mehr so recht mögen mittun, wenn es um die Buben gegangen ist, und ist verhußelt wie eine saure Birne. Das ist so schlimm, als ob man ihre eine Fußlehne durch-

schneiden hätte, man stirbt nicht dran, aber man verkrüppelt. Und soll sie nun das freche Weibsbild hier im Dorfe sich breit machen sehen mit ihrer Limousine und ihren vier Kindern? Wäre das dann keine Grausamkeit gegen ein Unglückliches, das ohnehin schon schuldlos gelitten hat? Nein, dafür muß die öffentliche Meinung gut sein, daß so etwas nicht geschieht, und sie muß in Kraft bleiben, denn wo die öffentliche Meinung nichts mehr gilt, da gelten bald auch die Gerichte nichts mehr. Drum können wir auch an dem Spruche nichts ändern, er muß in Kraft bleiben, bis seine Bedingung erfüllt ist.“

Da die Kreuzwirtin sah, daß sie beim Hergiser nichts ausrichten konnte, versuchte sie es nach und nach bei drei oder vier anderen Bauern, aber es ging ihr da um kein Haar besser. „Was?“ sagte der gutmütige Hirzel, „die Lina und Xaver haben nicht so recht gewußt, was sie tun, sie haben einfach im dunklen Drange gehandelt? Dazu eben gibt es Gemeinwesen, daß es ein Ende hat mit den „dunklen Drängen“ und anderen Exzusen für menschliche Nichtsnutzigkeiten. Wenn der Xaver allein in den Rodn Mountains säße, so könnte er dunkle Dränge haben, so viel er wollte, aber in eine Gemeinde gehört so etwas nicht, sonst könnte ja jeder kommen und einen Appetit auf das Meinige haben und es dann dunklen Drang nennen, wenn er mir meine Ruh stiehlt. Dann wäre die Welt bald der reine Hexensabbat!“

„Ach was“, antwortete die Wirtin, das sind Spitzfindigkeiten! Der Xaver war immer rechtschaffen, vorher und nachher, aber die Babett war ihm halt verleidet, und er hat den Mut nicht gehabt, es ihr zu schreiben. Da hat er halt seinem Herzen gefolgt — oder hätte er lieber sollen unglücklich werden, und die Babette dazu?“ Der Hirzel erwiderte: „In deinem gepriesenen Amerika hätte er die Babett heiraten müssen, wenn er ihr's einmal versprochen hatte, und wenn sie keinen Zahn mehr im Munde gehabt hätte! Was heißt das: verleidet? Sie ist brav geblieben und hat auf ihn gewartet, wie hat sie ihm da verleiden können? Und warum unglücklich? Die Babett versteht ihre Sach', wenn einer eine fleißige Frau hat, braucht er doch nicht unglücklich zu sein.“

Die Wirtin gab es auf, ihre Schützlinge reinwaschen zu wollen; sie merkte, daß sie mit Bauern zu tun hatte, die von einer neumodischen Auslegung der Ehegemeinschaft



Großmutter's Liebling. Von G. Jakobides.

nichts wissen wollten; von seelischer Uebereinstimmung war in ihren Forderungen nicht die Rede. So versuchte die Wirtin nur noch geltend zu machen, daß Lina eigentlich doch schon von Gott gestraft sei dadurch, daß sie den letzten Gruß ihres Vaters nicht habe empfangen können, und daß man ihr daher füglich verzeihen könne. Aber die unerbittlichen Alten entschieden ohne Rührung: „Den Segesser hätte ein Baum im Walde erschlagen können, dann wäre es ebenso gewesen, und die Lina hätte seinen Tod auch erst erfahren, wenn er schon längst unter dem Boden war. Nein, das ist keine Strafe, die eine andere abhalten könnte, ebenso zu handeln, je nachdem ihr ein Bursche in die Augen sticht. Drum bleibt es dabei: Der Spruch wird nicht geändert, Kreuzwirtin!“

Die wadere Frau berichtete all diese Verhandlungen an Lina, die vor Sehnsucht nach der Heimat schon ganz



Wien-Schönbrunn. Eingang zum Schloß.

mürbe war, und regte dadurch diese selbständige Natur zu erneutem Troste auf. Augenblicklich fühlte Lina sich wiederum im Recht. Sie erklärte, daß ihre Ehe mit Xaver so nach jeder Seite hin eine wohlgeratene gewesen sei, daß sie sich schämen würde, nur ein Wort von Reue zu sagen, und die Wirtin möge nur allerseits bekannt machen, daß Lina im gleichen Falle wieder genau gleich handeln würde, und zwar mit der gleichen Rücksichtslosigkeit, die ja im Grunde für alle Teile wohlthätiger gewesen sei als eine lange Auseinandersetzung. Eine neue Zeit, neue Verhältnisse bedingen auch eine neue Moral, man könne in Amerika nicht mit Zauger Traditionen arbeiten, auf brandendem Meere brauche man einen anderen Kompaß als auf dem Bodensee, und kurz und gut, sie habe sich nichts vorzuwerfen und wolle dies den alten Eseln jetzt einmal unter ihre schwarzen Schnupfnasen reiben. — Zum Schluß bestellte sie dann noch eine ganze Reihe von Zimmern im Kreuz zu Ragaz; sobald das Wetter warm genug wäre, würde sie mit ihren vier Kindern und einer schwarzen Dienerin dort eintreffen, um die heilsamen Bäder des Ortes zu genießen. „Jesses, du Stecktopf!“ sagte die erschrockene Wirtin, als sie diese Ankündigung las, und wußte nicht, ob sie sich über den versprochenen Besuch freuen dürfe; begreiflicherweise sagte sie von diesem Briefe keiner Seele auch nur ein Sterbenswörtchen.

Als Lina mit ihrem Gefolge eintraf, mußte die Kreuzwirtin sich wundern. Lina war eine stattliche Frau geworden, das Gesicht hatte sich verschönt, sie bewegte sich mit großem Anstande und trug sich wie eine wirkliche Dame. Sie war ernst und etwas wortkarg, aber was sie sagte, war männlich klar und bestimmt, man sah, daß sie selbständiges Handeln gewöhnt war und nicht mit kleinlichen Dingen zu tun hatte. Die Kinder waren prächtig erzogen, manierlich und doch unverbildet, guckten mit hellen Augen um sich und taten erstaunlich fluge Fragen. So etwas hätte allerdings aus der Babette nie werden können, dachte die Wirtin, und solche Kinder hätte sie auch nie erziehen können. Herrje, die reden ja jetzt schon gescheiter als unsere ältesten Leute! Sie war nun völlig der Meinung, daß Linas bloßes Erscheinen und Auftreten überzeugender auf die Zauger Eisenköpfe wirken müsse als alle Redekunst.

Lina war viel zu klug, um in Zaug gleich mit der Türe ins Haus zu fallen. Wohl schrie ihre Seele danach, zu ihrer Mutter zu eilen und sich in ihre

Arme zu werfen, aber sie wußte, daß sie damit die alte Frau in Gewissensnöte und Aufregung versetzen und doch für die Zukunft nichts gewinnen würde. Sie hatte ihr ganzes Leben auf den Impuls ihres ungestümen Herzens gegründet und immer Glück dabei gehabt; jetzt aber hielt sie dies Herz fest in beiden Händen und ertönte sein ungeduldiges Pochen. Sie wollte den Kampf einmal zu Ende kämpfen, und sie verhehlte sich nicht, daß man gegen den Geist einiger Jahrhunderte nicht mit den gläsernen Lanzen des Uebermuts und der Herausforderung anrennt. Hier mußte Ernst gegen Ernst stehen. Sie unterdrückte deshalb alle Gelüste, in feinen Kleidern oder Karossen in der Landschaft herumzufahren und die Zauger durch Dar-

stellung ihrer Ueberlegenheit zu ärgern, obgleich es sie nicht selten juckte, sich diese Genugtuung zu verschaffen. Sie verhielt sich still und bescheiden wie eine Bürgerfrau, lief mit ihren Kindern im kurzen Touristenröckchen fleißig über Berg und Tal und zeigte ihnen oft jenseits des Rheins das heimische Dörfchen, das am Fuße der dunkel bewaldeten Berge im goldenen Abendlicht glänzte und lodte; im übrigen vermied sie alles, was die Augen ihrer Landsleute hätte auf sich ziehen können. Sie hatte aus jungen Jahren das instinktive Wissen behalten, daß ärgern wollen im Grunde nichts anderes ist als gefallen wollen, und ein derartiges Spiel sollten die Zauger bei ihr nicht voraussetzen. Nur ihr Name stand groß und feierlich im Fremdenblatt: Frau Lina Sutter aus Kansas, Amerika, mit vier Kindern und Bedienung. Das las mancher alte Dickhädel, wenn er beim Frühstück die Zeitungen durchblättert, und es ärgerte ihn allerdings, nur daß er es in keiner Weise als eine Herausforderung von seiten der Fremden nehmen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Draußen im Schönbrunnerpark . . .

Die Geschichte des alten Habsburger Schlosses zu Wien.

Ein zierlicher, von jungem Laub umschimmerter Rokokotempel im Schönbrunner Schloßpark. Drinnen ein geheimnisvolles Rieseln. Es ist das „Kaiserbründel“. Kaiser Mathias, der auf einer Jagd diese Quelle entdeckte, hatte recht: Es ist ein „schön Brunn“. Das Wort ward 1619 gesprochen und blieb am nachmaligen Sommerloß der Habsburger haften. Schon lange vorher, 1570, hatte Kaiser Max II. in diesem Forst, der südlich von Lainz auf dem rechten Wienufer als Tiergarten die Anhöhen überzog, ein Jagdschlößchen gebaut, welches 20 Jahre später Rudolf II. seinem Kriegszahlmeister Egid Gattermaier schenkte. Im Volksmunde hieß es dann das „Gatterschlößl“ und sein Gehege das „Gatterhölzl“. Anfang des XVII. Jahrhunderts kommen raubluftige Scharen über das Land und legen die Ortshafte Hieging, Benzing, Lainz und Speising in Asche. Auch das „Gatterschlößl“ wird verwüstet. Matthias läßt es wieder aufbauen. Dann wird es Sommerloß zweier Italienerinnen als Kaiser-Witwen, der frommen Eleonora von Mantua und Marias von Gonzaga. Im Jahre 1683 kommt der große Türkentrieg, der alles rings um Wien vernichtet. Auch das Schönbrunner Schloß wird in einen Trümmerhaufen verwandelt, um erst 13 Jahre später auf Befehl Leopolds I. als Sommerloß Josephs I. neu zu er-